

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Chronik der Gemeinde Emsteck

Hinrichs, Heinrich

Cloppenburg, 1899

Kriegs-Geschichte.

urn:nbn:de:gbv:45:1-6794

vielen Funde von Streitärten. Welche Leiden geherrscht, sehe man aus folgender Schilderung. — Einen höchst traurigen Abschluß fand das 16. Jahrhundert für das ganze Münsterland durch die schrecklichen Soldateneinfälle und Raubzüge infolge des spanisch-niederländischen Krieges (1568 bis 1609). Jeder Truppendurchzug und jede Einquartierung war in diesem unheilvollen Kriege mehr oder weniger eine schreckliche Geißel für die betreffende Gegend. War schon beim Ausgange des 16. Jahrhunderts die Lage der Aemter Bechta und Cloppenburg eine höchst traurige, so wurde dieselbe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch um ein Bedeutendes verschlimmert. Ursache davon war der unselige 30jährige Krieg, welcher 1618 entbrannte, ganz Deutschland verheerte, und erst 1648 ein Ende hatte. Darüber im folgenden Kapitel.

K r i e g s = G e s c h i c h t e.

Das Stift Münster, heißt es in einem Aufsatze des „Westfälischen Merkur“, wurde in jener Zeit in vier Quartiere eingeteilt, von denen jedes durch einen Direktor geleitet wurde. Das Dreinsche unter Alexander von Belen umfaßte die Aemter Wolbeck, Sassenberg, Stromberg; das Steversche unter Friedrich von Ascheberg die Aemter Berne, Dülmen und Südinghausen; das Bramsche Quartier zerfiel in die Aemter Ahaus, Bocholt, Horstmar, Bevergern und hatte Heinrich Droste zum Direktor; das Emeländische Quartier unter Dietrich von Belen bestand aus den Aemtern Cloppenburg, Bechta, Wildeshausen und

Emsland. An der Spitze der Verwaltung eines jeden Amtes stand ein Droste mit einem Rentmeister und einigen Richtern oder Bögten. Um nun nicht bei dem drohenden Kriege jedem Feinde gegenüber wehrlos zu stehen, beschloß man zu rüsten. Am 11. Mai 1619 einten sich die Stände auf einem Landtage zu Münster, ein Regiment von 1200 Mann und zwei Kompagnien von je 100 Reiter anzuwerben und zu deren Unterhaltung eine halbe Kirchspielschätzung zu bewilligen.

Im November aber lehnten es die Stände ganz entschieden ab, die kostspielige Waffenwehr weiterhin zu unterhalten. Die Truppen wurden abgedankt und dem rüstenden Herzog Maximilian von Bayern auf sein Ersuchen überlassen. Man wollte sich zuvor darauf beschränken, in den einzelnen Quartieren geringe Mannschaften zur Abwehr feindlicher Uebergriffe zu unterhalten.

Indessen schon bald zeigte sich, daß diese nicht imstande waren, die Eingefessenen des Landes zu sichern. Die verheerenden Durchzüge holländischer Kriegsscharen hatten ihren Fortgang, und nach wie vor hausten die Söldlinge im Stiftsgebiete, welche unter Begünstigung der Holländer in Norddeutschland für den neuen Böhmenkönig angeworben wurden, mochte auch der Kaiser ein neues Verbot solcher Werbungen erlassen haben. Es war umso schwieriger, diese im Zaume zu halten, weil sich die einzelnen Kompagnien in der Regel in kleinere Streifkorps auflösten, um desto ungestörter sich den Plünderungen hingeben zu können. Täglich mehrten

sich die Anzeichen von einer wilden, gewaltsamen Zeit, die Sicherheit der öffentlichen Straßen schwand. Wir hören, daß Reiter in einer Anzahl von drei, vier, fünf Mann von einem Dorfe zum anderen zogen und unter dem Vorgeben, sie seien Teile eines mächtigen nachrückenden Heeres, große Schatzungen erpreßten. Wenn dann die Stiftssoldaten aus ihren Garnisonen zur Abwehr herangezogen, waren jene schon mit ihrer Beute über alle Berge.

Schon zuvor hatte Kurfürst Ferdinand in anbetracht der Gefahren, welche Kirche und Staat bedrohten, beabsichtigt, gemeinsame Gebete anzuordnen und zu diesem Zweck mit seinem Domkapitel Beratungen geflogen. Er mahnte nunmehr zu weiteren Werken der christlichen Frömmigkeit; er bittet dringend, soweit es der Gesundheit nicht gefährlich sei, das Fasten „etwas über die Gewohnheit zu bestrengen, daß man etwa selbiges bis zum Abend verlängere, oder der Milchspeisen sich enthalte“. Zugleich verordnete er, daß alle Sonntage, in jedem Pfarrorte allmonatlich mindestens einmal, und zwar im allgemeinen von 6 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, unablässig vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute in einhelligem Gebete verharret werde, und zwar in der Art, daß die einzelnen Eingefessenen der Gemeinde zu bestimmten Stunden sich ablösten. Diese Andachtsübung sollte fortgesetzt werden, bis Gott dem Vaterlande seine Huld und Gnade wieder zuwenden und unter Nachlaß der verschuldeten Strafe den Frieden wiedergeben werde.

Zu gleicher Zeit stimmt er dem Vorschlage seiner heimgelassenen Räte bei, auf einer Tagung des Landtags-Ausschusses die Annahme weiterer Stiftssoldaten zu beraten. Es möge eine solche Wehr eingerichtet werden, daß die Landschaft wirklichen Vorteil davon zu genießen habe, daß das „fremde Kriegsvolk, streifende Rotten, herrenlose Knechte, Gardengänger und dergleichen Gesindlein abgeschafft und möglichst ausgehalten“ werden könne.

Mit dem Beginne des Frühjahres 1621 begannen die Bedrückungen der Einwohner des Münsterlandes von neuem. Die Obersten Blasius Gülte von Eifenbroch und Dodo von In- und Kniphausen rückten mit ihren angemusterten Söldnerscharen in die Aemter Alhaus, Behta, Cloppenburg und Emsland, um hier den Laufplatz zu errichten zu weiteren Werbungen. Sie fanden Unterstützung durch die holländischen Reiter, welche in der ersten Hälfte des März in einer Stärke von angeblich 14 bis 15 Kornet, also nahezu 2000 Mann, unter dem Kommando des General-Kommissars Stafenbroch über Osterwick, Legden, Asbeck, Heek, Metelen, Wettringen und Emsdetten (10. März), Saerbeck und Greven nach dem Stift Osnabrück zogen, um den Pfalzgrafen nach dem Haag zu geleiten. Damit gute Disziplin und schneller Abzug befördert werde, wurden ihm und seinen Offizieren von der Regierung zu Münster 527 Thaler bewilligt.

Indessen begann Herzog Christian nunmehr, selbständig den Kampf für den Pfalzgrafen aufzunehmen.

Zunächst jedoch war es seine Pflicht, durch Brandschatzung der westfälischen Lande des Erzbischofs von Köln sein Heer wehrfähig zu machen. Ende September ließ er den zu Emmerich residierenden Agenten des Stiftes Münster, Johann Ludgers, Richter zu Kanstrup, zu sich in das holländische Lager zu Doornick bescheiden. Als dieser am 20. September vor ihm erschien, forderte er Genugthuung für die Beleidigungen, welche ihm von den Münsterschen durch Wort und That zugefügt seien: die Stiftssoldaten hätten ihm das Rohr auf die Brust gesetzt, seine Diener geschlagen, seine Unternehmungen gegen Harsewinkel und Marienfeld verhindert. Nur gegen eine Abfindungssumme von 10 000 Thalern wollte er von einer Verheerung des Münsterlandes Abstand nehmen; mit solchem Bescheide wurde die Audienz beendet, nachdem zum Schlusse ein Trunk gethan war auf die Gesundheit des Kurfürsten und das Wohlsein seiner Räte. Indessen in Münster lehnte man die Zahlung ab.

Ueber die Antwort wurde der Braunschweiger aufs tiefste entrüstet, und er drohte mit seiner Rache, wosern man nicht bei Zeiten sich bemühen werde, eigenem Verderben vorzubeugen. Schon am 15. Oktober trafen fünf Reiterkompagnien unter den Rittmeistern Adolf von Köln, Nikolaus Pflug, Quadt, Jost von Hafften und dessen Bruder im Amt Behta ein. Bald darauf wird in Münster von den Deputierten des emsländischen Quartiers berichtet, diese Truppen hätten in den Kirchspielen Damme-Bisbeck sich dermaßen

barbarisch und ungeheuerlich verhalten, daß es nicht genug zu beklagen sei. Sie hätten die armen Hausleute „geschlagen, geknüttelt, am Feuer gebraten, in den Wannen von einander gesperrt und gebunden, über ihr Vermögen bei 10, 20, 30, 35 Rthlrn. einem jedweden abgeschafft, ihre Pferde abgenommen, und wenn sie ihnen nach dem Wert das Geld dafür zugestellt gehabt, haben sie ihrer etlichen die Pferde gleichwohl wieder abgenommen und mit sich weggeführt, ihrentheils die Häuser abzubrennen gedroht“. Vorläufig indessen blieb das Stift ungefährdet; durch andere Lande zog der Halberstädter mit seinem Heere hinab zu den pfälzischen Landen.

Gleichwohl war das Münsterland auch um diese Zeit nicht von allen Beschwerden befreit. Mehr und mehr häuften sich die Klagen über die Ausschreitung herrenloser Knechte und umherschweifender Frauenspersonen, von Bettlern und Zigeunern. Von einem Kirchspiel streiften sie zum andern und bedrohten und bedrängten die Eingefessenen. Schon im Jahre 1609 waren strenge Befehle gegen solche verdächtige Personen erlassen; man sah sich nunmehr veranlaßt, dieselben zu erneuern und fernerhin alle vier Monate von den Kanzeln von neuem abkündigen zu lassen. Bei hoher Strafe wurde verboten, solchem Gefindel irgendwie Vorschub oder Unterschlupf zu leisten. Die einzelnen Gemeinden sollten sich zu gemeinsamer Abwehr verbinden. Alles unnütze Volk, welches die Landstraße verlasse, um die Landbewohner zu beschweren, solle

aufgegriffen und der Reichsordnung gemäß mit „Rutenstreichen, Aufbrennung der Malzeichen oder dergleichen Strafen“ gezüchtet werden.

Lange lebte man in Münster noch der Hoffnung, daß man ohne Veranlassung sie nicht mit Feindseligkeiten überziehen werde, als das ganze Stift vom „tollen Christian“ zu einer Kontribution gemahnt wurde, wofern es nicht in gleicher Weise, wie die Gebiete von Köln und Baderborn, angegriffen werden wolle.

Am Dienstag, den 11. Januar, vormittags um 8 Uhr, trat deshalb ein Landtagsausschuß im fürstlichen Hofsaale zu Münster zu Beratung zusammen.

Es wurde vereinbart, Deputierte im Namen der versammelten Landstände zu entsenden. Alexander von Belen, dem die beiden Rittmeister Hermann von Westerholt und Werner von Merode, sowie der Ratsverordnete Engelbert Travelmann als Mitgesandte beigegeben waren, begab sich am Morgen des 13. Januar auf den

Als Belen am Nachmittage des 13. Januar in Lippstadt eintraf, ließ er sofort seinen Kredenzbrief überreichen. Für den nächsten Morgen um 8 Uhr wurde eine Audienz anberaumt. Im Beratungszimmer standen Offiziere, wie Sakaien, Trompeter und Schreiber nach Belieben ringsumher und folgten dem Gange der Verhandlungen, so weit er ihnen von Interesse erschien. Die Gesandten übermittelten die Grüße ihrer Auftraggeber und erboten sich, zum Beweise ihrer Hochachtung und ihrer freundschaftlichen Gesinnung, dem Herzog wie seinem Oberleute-

nant Gaben an Wein und Hafer darzubieten. Sie empfahlen das neutrale Stift seiner fürstlichen Gnade. Er erwiderte in kurzen Worten: Wie die Regierung zu Köln sich zur Zahlung einer Kontribution von 20 000 Thalern erboten habe, so möchte auch das Stift Münster sich abfinden; „doch so wäre es ihm gleich, ob es geschehe oder nicht, ja lieber, daß es nicht geschehe, denn er wäre der Stifter Feind, wolle gestracks morgen wegen unserer recusation etliche Dörfer brennen lassen.“ Vergebens verwiesen die Gesandten auf die große Not welche im Münsterlande infolge der steten Truppenschläge herrsche, auf die Neutralität, welche sie stets beobachtet. Es wurde geantwortet, wenn sie nicht allsogleich akkomodierten, würde er das Land „verhergen (verheeren) und verbrennen“ lassen. Nur wenn man ihm 50 000 Thaler verspreche, wolle er das Stift unangefindet lassen. Die Forderung wurde dann auf 40 000 Thaler ermäßigt. Indessen Velen und seine Beigeordneten ließen ihn wissen, daß sie nach ihrer Instruktion auch auf eine solche Summe sich nicht einlassen dürften. Darauf berichteten die Unterhändler, daß der Herzog „mit starken Verschwörungen und Verfluchungen beteuert, nicht weniger als 30 000 Reichsthalern seine Prätension zu verlassen, mit dem Anhang, wofern sie nicht gestracks und von Stunden sich darauf akfordieren und schließen würden, daß es alsdann nicht bei diesen 30 000 oder 50 000 Reichsthalern verbleiben, sondern solche Veranlassung gänzlich aufhebt und das Stift mit Feuer und

Schwert verfolgt werden solle". Wieder und wieder baten die Gesandten um Frist, bis man von Münster sich Instruktionen geholt habe; man wünschte ihnen Glück zur Reise und zeigte bereits die Patente vor, nach denen „mit Feuer und Brennen in continenti“ verfahren werden solle. Nur durch Vermittlung des Grafen von Stirum und des Rittmeisters Merode, welchen Christian als einen Bekannten zur Tafel geladen hatte, gelang es schließlich, einen Aufschub bis zum Mittage des nächstfolgenden Samstags, also bis zum 22. Januar, zu erwirken. „Jedoch, so gelte es dem Herzoge gleich, ob man kommen wollte oder nicht, dann er durch thätliche Exequirung zu seinem Intent wohl geraten wolle". — „Dabei dann verschiedentlich, daß sie aller Pfaffen Feind wären, sich vernehmen lassen". Mit solchem Bescheid wurden die Gesandten entlassen.

Voll Bewunderung mochten die versammelten Mitglieder des Ausschustages gelauscht haben, solchen Worten, welche ohne irgend welchen Rechtsgrund auf so rohe Weise eine derartige Forderung aussprachen. Da jedoch das Stift allein nicht imstande war, den von Tag zu Tag sich mehrenden Söldnerscharen des Gegners erfolgreich gegenüberzutreten, so konnte man gleichwohl nicht umhin, wenn man dem „verhergen“, verbrennen und ausplündern, vorbeugen wollte, dem Befehle nachzukommen. Als man sich erbot, seiner Forderung Folge zu leisten, wurde das Stift wieder von ihm zu Gnaden aufgenommen. Fortan sollte dasselbe nicht mehr Raub und

Blünderung zu befürchten haben und von Einquartierung und aller sonstigen Beschwer so weit wie möglich befreit bleiben. Bei fürstlichen Ehren und unter Handschlag und Siegel gelobte er, solchen Versprechen getreulich nachzukommen. Bereits am 2. Februar hatte man die Summe von 30 000 Thalern zusammengebracht, welche zwei Tage später nach Soest übermittelt wurde. Am 9. Februar bescheinigt dann der Herzog, welcher sich inzwischen in Paderborn aufgehalten hatte, den Empfang der vollen Schätzung.

Nachdem der „tolle Christian“ Westfalen verlassen hatte und am 20. Juni 1622 von Tilly bei Höchst völlig besiegt war, drohte dem Münsterlande neues Unheil. Sein Spießgeselle, der Graf Ernst von Mansfeld, der sich nebst Christian von den Holländern hatte bestimmen lassen, von neuem den Kampf wider den Kaiser aufzunehmen, brach am 1. November 1622 mit seinen wilden Horden in das Stift Münster ein, um dasselbe von neuem zu verheeren.

Die Namen Mansfeld und des tolleren Christian, sowie dessen Raubzüge werden ewig in der Geschichte gebrandmarkt sein. Aber auch alle übrigen deutschen und fremden Heere haben in Deutschland entsetzlich gehauset. Es haben die Schweden nach Gustav Adolfs Tode, sowie die Franzosen und die Dänen wie eine Geißel Gottes in Deutschland gewütet und nichts zurückgelassen wie rauchende Trümmerhaufen.

Die Leute nährten sich von Gras, Wurzeln, dürren und grünen Baumblättern, und waren froh, wenn sie Häute von Kühen und Pferden

bekamen. In der Not verschlangen sie das Ekelfachteste, verzehrten Menschenfleisch, Aeser. Die Frösche, meint ein Zeitgenosse, waren einst in Aegypten eine Plage, jetzt würde man sie für eine Wohlthat Gottes halten, wenn man nur genug fände. Die Preise guter Lebensmittel erreichten eine fabelhafte Höhe.

Von den Schweden unter Oberst Sparre heißt es: „Ich kann ohne Schrecken nicht erzählen, wie die Schweden so viele vom Adel und Unadel geprügelt und gepeitschet, an die Pferde gebunden und fortgeschleppt, alles, was ihnen begegnet, des Raubens und Plünderns ungedacht, niedergeschossen, ermordet, vielen Stränge um den Hals gelegt, sie in der Stadt herumgeführt, sie geschraubt und gedrehet, daß ihnen Augen und Gehirn aus dem Kopfe gegangen, brennende Schwefellichter an den Leib geworfen, die Daumen eingeschraubt, sie mit Füßen getreten, daß das Blut zum Halse und Wunden zugleich herausgelaufen, Rippen, Arme und Beine entzwei geschlagen, etliche in Brunnen gejagt, an den Dachrinnen gewippt, in Backöfen gebraten, Kinderbetterinnen gemartert, ihnen die Kinder aus den Armen genommen und wider Gottes Boden geschmissen, Frauen und Jungfrauen, betagte und unmannbare Weibsbilder, im Beisein ihrer Männer und Eltern, in Häusern, auf dem Markte und Gassen, auf dem Kirchhof und in den Kirchen bis auf den Tod verunehrt, und dermaßen mit ihnen verfahren, daß viele, um solcher bestialischen Grausamkeit zu entgehen, sich von den Fenstern, Dächern, Felsen und Mauern herabgestürzt; frei-

herrlichen, adeligen, und anderen vornehmen, zuvor überwältigten Frauenzimmern über 300 an der Zahl, ihren Raub aufgelegt, sie mit Bastonaden, wie das Vieh, vor sich hergejagt, oder an einem Seile um den Hals neben den Pferden fortgeschleppt, und was dergleichen Sachen mehr, welche Türken und Tartaren, geschweige denn uns als Christenmitglieder und Landsleuten, zu hören ein Greul und Abscheu sein würde“.

Zu Hunderten ließen sich derartige Stellen aufführen, sie zeigen alle, wie entsetzlich die Zustände in Deutschland waren. Welcher Deutsche von Ehre und Bildung mag da noch Gustav Adolf als den Retter der deutschen Freiheit preisen!

Endlich kam der Friede, zwar kein ehrenvoller Friede, aber doch ein Friede, der dem zerrütteten Vaterlande Ruhe, wenn auch die Ruhe des Grabes, wiedergab.

Welch ein jammervolles Bild entrollt sich unserm Auge.

Hin war die gesamte Größe und Macht Deutschlands, ganze Gebiete den Franzosen anheimgefallen, hin alle Blüte alle Kultur, aller Wohlstand, ganze Gegenden verödet, Städte und Dörfer verschwunden. Der Chronist erzählt uns, daß in Augsburg von 90 000 Einwohnern 6000, in Berlin von 10 000 nur 1500 übrig geblieben waren. Wie mag es anderswo ausgesehen habe? Sittenlosigkeit, Roheit, Zügellosigkeit, überall, wo der Krieg noch Menschen übrig gelassen hatte. Andere Völker nahmen im Handel und Weltverkehr die Stelle ein, welche Deutsch-

land innegehabt hatte. Vor allem war die deutsche Einheit und die Blüte des alten herrlichen deutschen Kaisertums dahin, und wie es schien auf immer dahin.

Wie todeswund unser geliebtes Vaterland darnieder lag, ergiebt am besten die Thatsache, daß dasselbe über 2 Jahrhunderte gebrauchte, um die Wunden zu heilen und endlich wieder zur Blüte zu gelangen.

Schon Ende des 17. Jahrhunderts ist es den damaligen Gelehrten schwer geworden, sich das unendliche Elend des 30jährigen Krieges klar zu machen. Wie soll es uns leicht werden, die wir jetzt 250 Jahre später leben, die wir in einer Zeit leben, welche sich einer stets aufsteigenden Kultur erfreut! Was will das Elend des 30jährigen Krieges gegenüber jener in neuerer Zeit viel besprochenen Desolation, die der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England in Frankreich hervorgerufen hat! Deutschland wies zu Beginn des 30jährigen Krieges nicht mehr eine Bedeutung auf; im Innern sah es nicht so großartig gerade mehr aus, aber seine Kultur war doch noch eine bedeutende. Glänzende Städte, wohlhabende Dörfer bedeckten das Land. Und nach dem Kriege! — ein trauriger Kirchhof, eine Wildnis, in der hie und da noch Menschen umherirrten. Es mag ja übertrieben sein, was uns die Chronisten berichten über die Zahl derer, die durch den 30jährigen Krieg umgekommen sind. Sicherlich hat Deutschland ein paar Jahrhunderte bedurft, bis es wieder zu der Menschenzahl, der Zahl seiner Einwohner

gekommen ist, die vor dem 30jährigen Kriege vorhanden war. Es bedürfte der Darstellungskraft eines Twaine, um aus allen den entsetzlichen Einzelheiten, die in unsern Archiven aufbewahrt werden, ein anschauliches Bild jener Notzeit zu geben. Wo die Soldateska hinkam, da bezeichnete Plünderung, Mord und Brand ihren berüchtigten Weg schon in der ersten Zeit des Kampfes, als die Verwilderung noch nicht so stark war. Ist schon aus diesen Soldatenkreisen jeder Zug von Menschlichkeit geschwunden; ich glaube, wir haben keinen Krieg im Laufe der Weltgeschichte, der eine solche Gemeinheit und Niedertracht der Soldateska, des Soldatentums und selbst in den Heerführern bekundet. Uns allen ist aus der traurig interessanten Darstellung des Simplicissimus bekannt, wie viele unzählige Kniffe jede Bande auszuführen verstand, um der verborgenen Schätze, um der letzten Habe des Landmanns habhaft zu werden; wie sie es verstanden haben, mit satanischen Mitteln Menschen zu peinigen, nur deshalb, weil sie Menschen waren. Wo die Soldateska weggezogen war, da war alle Kultur verschwunden, vielfach hatte eine wenigstens starke Entvölkerung stattgefunden, das Land war zum großen Teil eine Wildnis, denn der Bauer hatte keine Interesse mehr daran, dort zu säen, wo ein anderer erntete."

Mit Recht dürfen wir schließen, daß jene Heidflächen, welche hier vielfach ackerförmig daliegen, ein Zeugnis aus jener Zeit sind.

Wenn die Aemter Behta und Cloppenburg durch die vielen kriegerischen Verwickelungen direkt

auch nicht immer zu leiden hatten, so wurde das Land doch jedesmal durch die gesteigerten Abgaben und durch die Störung des Handels in Mitleidenschaft gezogen. Die Geldnot war so groß, daß die Bauern aus Bühren in Oldenburg die Turmglocke zu verkaufen suchten.

Endlich sollte Rettung kommen. Der edle und thatkräftige Fürstbischof Christoph Bernard von Galen, in Wahrheit Fürst und Landesvater, arbeitete darauf hin, die fremden Besatzungen aus dem Stifte zu entfernen; dennoch verließen nach Abschluß des Friedens die Schweden die beiden Aemter Behta und Cloppenburg nicht. Zuerst sollten die 5 Millionen der Armee bezahlt sein. Das einst so reiche Deutschland war durch den Krieg derart heruntergekommen, daß es Mühe hatte, diese Summe aufzubringen. Erst 1650 konnten die Zahlungen geleistet werden; aber auch da rückten die Schweden nicht. Aus Cloppenburg zogen sie erst am 6. Mai 1650 ab und aus Behta am 13. Mai 1654.

Hatte man früher gegen die feindlichen Einfälle die Lehms, auch „Spieker“ oder „Speicher“, errichtet, um darin das Korn und die Kostbarkeiten zu bergen und sich selbst gegen plötzliche Ueberfälle zu retten, so richtete Christoph Bernard seine Aufmerksamkeit darauf, eine Landesverteidigung einzurichten und zu ordnen. In jeder Gemeinde wurde ein ausgedienter Soldat als Führer angestellt, welcher das Volk im Gebrauche der Waffen unterrichten, und öftere Waffenübungen vornehmen mußte. Jeder mußte sich selbst mit Gewehr (Rohr) und Säbel versehen. Ueber

das Ganze wurde in jedem Amte ein gedienter Offizier als Amtsführer angestellt, welcher in den einzelnen Gemeinden öfter Musterung abhielt und die ganze Bewaffnung leiten und unter Aufsicht halten mußte. So brachte Christoph Bernard eine gewisse militärische Ordnung, Mut und Selbstvertrauen wieder unter das Volk und verschaffte sich Achtung nach außen. Die organisatorische und socialpolitische, wie auch ganz besonders die kirchliche Wirksamkeit des Fürstbischofs ist bedeuteod und in ihren Erfolgen fruchtbar gewesen.

Während des 7jährigen Krieges hatte unsere Gegend nicht soviel zu leiden. 1761 mußten auch von hier Arbeiter gestellt werden, welche an der Befestigung von Meppen helfen sollten.

Vom Jahre 1790 an begannen die Truppeneinzüge und Einquartierungen, welche noch mehr als 20 Jahre mit kurzen Unterbrechungen dauerten. Im Sommer 1790 kamen verschiedene Abteilungen Anhalt-Zerbster Truppen, welche von Jever nach Brabant marschierten. Im Frühjahr 1793 hatten hier hannoversche Truppen-Abteilungen Quartiere, die darauf nach den Niederlanden zogen.

Als dann im März 1795 die Engländer sich einquartiert hatten, lagen auch in Drantum zwei Offiziere mit ihren Truppen. Einer der Offiziere war bei Zeller Stallmann einquartiert und faßte Neigung zu der Tochter des Hauses, wenigstens war er eifersüchtig auf einen jungen Mann, der mit Stallmanns Tochter ein Liebesverhältnis unterhielt und ließ schließlich einen tödtlichen Haß

gegen diesen in seinem Herzen aufkommen. Es geht nun eines Tages der Haussohn Grobmeyer mit einem Bund Garben und Futterstroh zum Schaffstall und passierte den Weg hinter Stallmanns Haus, dort etwa, wo früher der Turm mit der Schulglocke auf dem Wege stand. Der Offizier, der von Stallmanns Seitenthür Ausschau hielt, in dem Glauben, es sei sein Rivale, greift zur Flinte, legt an und schießt den Grobmeyer auf der Stelle tot. Der biedere Grobmeyer war somit das Opfer des verrohten und von der Leidenschaft geblendeten Kriegers geworden. Die Leiche des Erschossenen wurde in die nebenanliegende Schule gebracht, wo sie bis Ankunft des Notgerichtes verblieb. Sofort, am nämlichen Nachmittage noch, riefen die beiden Offiziere ihre Truppen zusammen und zogen fort. Der Aufenthalt der Engländer hatte 5 Wochen gedauert.

Ihnen folgten die Hessen, welche nach 14 Wochen weiterzogen. Dann rückten die Hannoveraner ein, welche Standquartier einrichteten und erst 1801 wieder abzogen. Von da an zeigten sich vielfach preussische Truppenabteilungen, welche theils von Ostfriesland kamen, theils mit anderen Operationen beauftragt waren. Allerdings wurde wohl gut bezahlt. Nichtsdestoweniger waren die Einquartierungen eine große Last und für die Bevölkerung verderblich. Sie dauerten zu lange und es waren zu viele Mannschaften zusammengehäuft.

Zur Zeit des preussisch-russischen Krieges gegen Frankreich lagen hier auch Russen. Ein russischer Soldat hatte das Mein und Dein nicht

zu unterscheiden gewußt und mußte in Emsted, wo jetzt der Marktplatz ist, zur Strafe Spießrute laufen, d. i. die Soldaten stellten sich in zwei Reihen auf und der Delinquent mußte die Reihe passieren, wobei er von jedem einen derben Schlag mit einem Stocke oder mit der Runte erhielt. Diese Prozedur und andere Dinge werden von alten Leuten noch gerne erzählt.

Das Auftreten der Russen 1813 ist eben nicht sehr nobel gewesen. Sobald die Soldaten ihr Quartier betreten haben, ist der erste Ruf nach Lebensmitteln gewesen, der, so gut es aus dem radebrechenden Deutsch herauszuerstehen war, hieß :

Groß Bier !

Groß Fleisch !

Groß Heu !

Groß Hafer !

Mutter Butter !

Vater Schnaps !“

Wutki, d. i. Branntwein bei den Russen, und Pfeffer war ihr eins und alles. Von den Bauerschaften sind immer Leute unterwegs gewesen Schnaps von Emsted heranzuholen. Der Zeller Segeler in Drantum, der mehrere Soldaten im Quartier hatte, hat manche Tour mit einem Tragjüch an jeder Seite, eine Branntweinspulle hängend, nach Emsted machen müssen. Im Rausche haben die Russen dann von den hiesigen Leuten verlangt, auch Branntwein mit Pfeffer zu trinken, und wer nicht ein ansehnliches Quantum hat herunter bringen können, der ist nicht so leichten Kaufs davongekommen.

An dem Zuge nach Frankreich, um dem tollen Treiben der französischen Bevölkerung zur Zeit der Schreckensherrschaft zu steuern, nahmen auch von hier mehrere Jünglinge teil. Aber der prahlerische „Spaziergang nach Paris“ wurde durch schlechte Wege, Seuche, Mangel und die todesmutige Tapferkeit der zerlumpten und ungeschulten französischen Soldaten gänzlich vereitelt. Unter andern blieben von hier zurück ein Schröder aus Palmohl. Ein Wehenpohl aus Bühren kam auf dem Zug 1812 nach Rußland um. Auf demselben Zuge desertierten zwei Soldaten aus der Gemeinde von dem Heere und hielten sich verborgen. Der eine verbarg sich in einem Hause, erkrankte von der furchtbaren Angst und starb. Um nicht mit der eingefetzten Obriakeit in Konflikt zu kommen, wurde derselbe in Bühren auf dem Kapellenplatze in der Nacht ohne Sang und Klang begraben. Der andere wurde in Bühren zwischen Westerhoffs und Lübbehufens Haus erwischt und erschossen. In Emsted war in der französischen Zeit Didenhoff Maire (Mär.) Dieser und der Maire adjonct schossen, um einen Sieg Napoleons zu verkünden, während des Gottesdienstes in dem Seitenportal der Kirche, als eben zu Anfang der hl. Messe der Segen mit dem Hochw. Gute gegeben wurde. Der Pastor Melchers rügte diese Ungezogenheit in der Predigt. Der Maire verklagte ihn deswegen bei der Präfektur. Und eines Tages kamen Gendarmen, den Pastor nach Hamburg abzuführen. Schon hatte man ihn an den Pferdeschwanz gebunden, da er den Weg zu Fuße machen sollte.

Da hat Hesselnsfeld in Emsteck, welcher wohnte, wo jetzt Kaufmann Schröder wohnt, den Pastor hinfahren zu dürfen, was ihm gestattet wurde. In Hamburg wurde der Pastor vor den Prinz von Schmühl geführt. Hier mußte er auf seinen priesterlichen Eid die Predigt bezw. die Aeußerung über den Vorfall wiederholen. Der Prinz fand, daß der Pastor als Geistlicher nicht zu viel gesagt habe und sprach ihn von Strafe frei. So konnte der Pastor glücklich zu seinen Pfarrkindern zurückkehren. Dem Maire war schon am Abend des Tages als der Pastor abgeführt worden war, ein Stein durchs Fenster geflogen. Die Abneigung gegen denselben war nun noch größer geworden.

In der französischen Zeit haben die Leute von hier arbeiten helfen müssen an dem Bau der Chaussee von Osnabrück nach Bremen.

Nachdem Napoleon nun vollends besiegt und auf die einsame Felseninsel St. Helena verbannt war, trat in Deutschland an Stelle des Kaiserreiches ein deutscher Bund zu gegenseitigem Schutze. Rechtspflege und Kriegswesen wurden geordnet; Handel und Gewerbe blühten durch Einrichtung eines deutschen Zollvereins auf, der die Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten aufhob und auch der verderblichen Schmuggelerei ein Ende machte. Der Schmuggel ist auch hier betrieben worden. Als einst zwei beladene Fuhrwerke abgefaßt wurden, mußten beide dem Kommissar nach Bechta folgen. Der Lenker des zweiten Gespanns hatte es unterwegs fertig gebracht den einen Sack nach dem anderen vom Wagen gleiten zu lassen, bis er schließlich mit einem

Sack in Behta an. Die Strafe für den einen Sack konnte nicht mehr sehr groß sein.

Von den Veteranen in der Gemeinde, die in Schleswig an der Abschüttelung des Dänenjoches teilnahmen, sind noch einige wenige am Leben. Der Bruderkrieg 1866 hat kein Opfer aus der Gemeinde gefordert.

Auf dem Schlachtfelde in dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland 1870—1871 sind 2 Krieger aus unserer Gemeinde gefallen, Blank-Höltinghausen und Borwerk-Emstecf.

Im vorigen Jahre ist ein Kriegerverein in Emstecf gegründet, der ca. 100 Mitglieder zählt.

Sonstige geschichtliche Ereignisse.

Im Jahre 1340 wütete im ganzen Amte Behta und in vielen benachbarten Orten eine schreckliche Pest, die viele Menschen weggraffte. 1574 herrschten die Bocken in ganz entsetzlicher Weise. Um 1580 entstand infolge der Teuerung eine solche Hungersnot, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen. Zu wiederholten malen traten von Zeit zu Zeit pestartige Seuchen auf, so namentlich 1656 und auch 1666.

Auch eine Brandstiftung berichtet die Chronik aus Emstecf. Ein gewisser Belthus aus Wisbeck hatte beim Wirte Töllner sein Gewehr unter das Dach abgeschossen. Das Dach zündete und das Feuer verbreitete sich nach allen Seiten hin. Es wurde infolgedessen im Jahre 1595 das ganze Dorf Emstecf eingeäschert. Mit großen und